



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vorurteile auf dem Gebiete der Sprachen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## 10

Der Bericht hat gleichwohl die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, an die Zivilprozeßordnung bessernde Hand anzulegen. Zur Erläuterung dient vielleicht ein kleines Bekenntnis, das in dem Berichte selbst sich findet. Der Herr Minister sagt, die Rückgängigmachung der Kassentrennung von den Gerichten (deren Mißstände der frühere Bericht als bereits überwunden bezeichnet hatte, die aber dann doch nicht aufrecht erhalten werden konnte) sei für ihn ein schwerer, nur durch die äußerste Notwendigkeit abgedrungener Schritt gewesen. Warum aber brauchte es für einen wohlwollenden Staatsmann, was doch ohne Zweifel Herr von Friedberg ist, ein schwerer Schritt zu sein, einen argen Mißstand, der vielen Menschen zur Dual gereichte, aus der Welt zu schaffen? Ohne Zweifel wurde er ihm nur deshalb schwer, weil es bei vielen als ein Grundsatz der Staatsweisheit gilt, eine einmal getroffene Einrichtung, auch wenn sie sich als von Haus aus verfehlt erweist, doch so lange wie möglich aufrecht zu halten. Vielleicht ist aber doch ein Staatsmann noch größer, der den Mut hat, sobald es das öffentliche Wohl erheischt, einen verfehlten Schritt ohne Säumen zurück zu thun.

Schäden des Staatslebens lassen sich mit Krankheiten vergleichen. Es giebt Krankheiten, die man ohne Gefahr „dilatatorisch“ behandeln kann. Es giebt aber auch solche, die, wenn der Arzt nicht zeitig eingreift, unheilbar und für den Kranken verderblich werden. Ich fürchte, daß der Zustand unsers Prozesses eine Krankheit dieser Art sei. Es ist traurig, wenn in einem solchen Falle der berufene Arzt sich und andre über die Schwere des Leidens hinwegtäuscht.

Übrigens könnte man an der Art und Weise, wie mit dieser Zivilprozeßordnung das deutsche Volk in seinen heiligsten Interessen getäuscht worden ist, auch für andre Fälle etwas lernen. Ob es geschehen wird, steht freilich dahin.



## Vorurteile auf dem Gebiete der Sprachen



ei dem lebhaften Interesse, das man heute einer Schulreform entgegenbringt, ist es nicht zu verwundern, daß sich allmählich eine sehr umfangreiche Litteratur über diesen Gegenstand gebildet hat, und daß man in ihr den allerverschiedensten, manchmal auch den allersehrsamsten Ansichten begegnet. Gewisse Schlagwörter werden, besonders wenn sie von großen Männern herrühren, sehr häufig dabei als unwiderlegbare Wahrheiten hingestellt, als „Axiome,“ an denen zu rütteln

einfach Vermessenheit wäre. Und doch sollte man bei der Wichtigkeit des Gegenstandes so vorsichtig wie nur irgend möglich sein. Man sollte nie einen Schluß ziehen, ehe man nicht die Vordersätze genau geprüft hat.

Keine Frage in dem Schulstreite bewegt die Gemüther mehr, als die nach dem Werte der klassischen und der modernen Sprachen. Wollte man alles zusammenstellen, was über diesen Punkt schon geschrieben worden ist, so käme eine stattliche Bibliothek heraus, deren Ordnung freilich durchaus nicht so einfach wäre, als es auf den ersten Blick erscheint. Man könnte nach verschiedenen Gesichtspunkten dabei verfahren, unter anderm auch nach dem, ob ein Verfasser wirklich genügende Kenntnisse besitzt, um über klassische und moderne Sprachen zugleich ein Urtheil zu fällen, oder — und das kommt leider ziemlich häufig vor — ob nur eine einseitige Kenntnis vorhanden ist, und ob deshalb seine Ausführungen bei der Entscheidung der Frage überhaupt in Betracht kommen können.

Eine sehr verbreitete Ansicht geht dahin, daß die neuern Sprachen im Verhältnis zum Griechischen und Lateinischen außerordentlich leicht seien, mit andern Worten, daß ihr Bildungswert in rein sprachlicher Hinsicht sehr untergeordnet sei. Und nicht allein an Französisch und Englisch denkt man dabei, nein, auch unsre Muttersprache muß es sich gefallen lassen, ihnen beigegeben zu werden. Wie könnte man auch die deutsche Sprache zum Gegenstande der Reflexion machen oder an ihr dann und wann ein bißchen Formenlehre und Syntax studiren! Man hat es ja im Lateinischen gelernt, man braucht ja nur das eine oder das andre Gesetz auf das Deutsche zu übertragen! Und nun gar erst Französisch und Englisch! Es ist ja so leicht, in diesen Sprachen zu „konversiren“! Schlimmsten Falles geht man ein Jahr ins Ausland, dann ist gar kein Zweifel, daß man das fremde „Idiom“ vollkommen beherrscht. Schwer kann die Sache im Grunde genommen doch nicht sein. Der Friseur, bei dem man sich die Haare schneiden läßt, unterhielt sich ja neulich flott mit dem blauäugigen Sohne Albions, und der Oberkellner, wie man mit eignen Ohren gehört hat, beantwortete vortrefflich alle Fragen des Franzosen.

Ich spreche diese Sätze in vollem Ernst aus: viele Leute bilden sich wirklich ihr Urtheil aus solchen Thatsachen. Ihre Zahl ist nicht gering, und sie finden sich ebenso sehr unter den Gebildeten wie unter den Ungebildeten, denn leider Gottes ist der Sinn für Spracherscheinungen und die Fähigkeit, ein Urtheil über Sprachdinge abzugeben, außerordentlich gering. Mit solchen Leuten ist nicht zu rechten. Sie finden die Beherrschung einer fremden Sprache schon in den banausischen Redensarten der allergewöhnlichsten Umgangssprache, und sie würden es wahrscheinlich nicht glauben, daß zu dieser ihrer „Beherrschung“ ein paar hundert Wörter und Redensarten ausreichen.

Viel schlimmer ist aber ein anderer Irrthum. In einer Gesellschaft, in der alle Stände vertreten waren, kam neulich die Rede auf die Übersetzungsübungen,

und mehrere konnten berichten, daß sie als Primaner einen großen Teil von Schillers Dreißigjährigem Kriege ins Lateinische übersetzt hätten. Bei der darauf folgenden Besprechung, die sich um die Zweckmäßigkeit solcher Übungen drehte, wies ich auf das beneidenswerte Los der klassischen Philologen hin: kein Cicero und kein Cäsar könne ihren Stil kontrolliren, sie auf Redensarten aufmerksam machen, die doch nicht ganz den echten color latinus darstellten. Ich wurde mit etwas erstaunten Augen angesehen, und die Verwunderung wurde noch größer, als ich die Behauptung aufstellte, daß für einen neuern Philologen eine solche Arbeit ein thörichtes Unterfangen sein und ein Deutscher sich dem Fluche der Lächerlichkeit aussetzen würde, wenn er es wagen wollte, den Dreißigjährigen Krieg ins Französische oder Englische zu übersetzen. Und wieder hörte ich die Worte: Aber Französisch und Englisch sind doch so leicht. Sollte denn das wirklich nicht zu erreichen sein?

Nein, es ist nicht zu erreichen. Nicht zu erreichen für den Lehrer und noch viel weniger für den Schüler. Wohl könnte man ein paar Namen nennen, denen vielleicht der große Wurf gelingen würde, ein paar hochbegabte Männer der Wissenschaft, die Jahrzehnte lang im Auslande gelebt haben und zum Teil noch dort leben, aber ich weiß, daß sie am allerersten sich dagegen verwahren würden, wenn man ihnen die Fähigkeit, zwei Sprachen vollkommen zu beherrschen, zuschreiben wollte. Auch auf andre könnte man hinweisen. Es giebt ja eine große Zahl solcher, die mit der fremden Sprache so vertraut geworden sind, daß sie darüber ihre Muttersprache fast vergessen haben, ihr wenigstens in recht bedenklicher Weise Gewalt anthun.

Das ganze Fühlen und Denken eines Volkes prägt sich in seiner Sprache aus, und dieses ist selbst bei nahe verwandten Völkern, wie den Deutschen und den Engländern, allzu verschieden, als daß man je hoffen könnte, zur vollkommenen Beherrschung der fremden Sprache zu gelangen. Ich sage: zu einer vollkommenen Beherrschung, denn das ist ja selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß ich mir eine gewisse Fertigkeit im Sprechen und Schreiben erwerben, einen Geschäftsbrief z. B. oder eine grammatische Abhandlung u. dergl. tadellos abfassen kann. Aber an das freie „Komponiren“ oder an das ebenso schwere Übersetzen eines Werkes wie Schillers Dreißigjährigen Krieg sollte man sich erst wagen, wenn man weiß, quid valeant humeri.

Das wissen aber leider viele nicht. In einigen bemerkenswerten Aufsätzen der Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur (herausgegeben von Koschützky und Körting, Jahrgang 1882, Bd. IV) hat Ph. Plattner, vielleicht der bedeutendste Kenner des neufranzösischen Sprachgebrauches, warnend seine Stimme erhoben und in einer eingehenden Kritik der französisch geschriebnen Abhandlungen zweier Jahre jedermann und vor allen den jüngern Philologen eindringlich zu Gemüte geführt, wie unmöglich es ist, eine fremde Sprache so wie seine Muttersprache zu handhaben, wie unendlich viele Blößen man sich

dabei geben kann. „Jeder — sagt er — muß sich so viel Französisch aneignen können, um einzusehen, daß er für ein derartiges Wagnis nicht genug Französisch versteht.“ Die Mahnung hat einigermaßen gewirkt, aber ganz ist das Übel nicht verschwunden. Im zehnten Bande der genannten Zeitschrift unterzieht fünf Jahre später ein sehr verständiger und dabei höchst liebenswürdiger Franzose, A. Nyméric, zwei andre Abhandlungen einer gründlichen Besprechung pour faire voir les dangers auxquels les auteurs s'exposent. Und er selbst gesteht: Il y a plus de dix ans que je suis en Allemagne, et pourtant je n'aurais pas le courage de publier, en allemand, un travail de cette envergure, sans le faire voir auparavant à quelqu'un qui lui rognât un peu les ailes.

Doch schrieben nicht Alexander von Humboldt und Friedrich der Große französisch? Allerdings. Aber sie bestätigen nur die Regel. Da wo die Korrektur ihres Stiles durch nationale Hand fehlte, sind ihre Arbeiten durchaus nicht tadellos.

Woher nun die wunderbare Ansicht, daß die modernen Sprachen so leicht seien? Der Grund ist in verschiedenen Umständen zu finden. Französisch und Englisch sind lebende Sprachen, deren sich ein großer Teil von uns bedienen muß, und das Lebende, das Gegenwärtige flößt uns nicht immer den Respekt ein, wie die Dinge, die durch einen Zeitraum von zweitausend Jahren von uns getrennt sind. Auch die Art und Weise, wie die neuern Sprachen noch häufig betrieben werden, ist geeignet, ihren Wert herabzusetzen. Verhehlen wir uns das nicht! Auf unsern Gymnasien spielt das Französische eine untergeordnete Rolle, und die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo jeder klassische Philologe für befähigt gehalten wurde, diesen Unterricht zu erteilen. Noch ein andrer Umstand kommt hinzu. Auf den höhern Schulen beginnt der fremdsprachliche Unterricht meistens mit dem Lateinischen. Eine Reihe grammatischer Gesichtspunkte und eine ganze Anzahl von Wokabeln sind dem Französisch anfangenden Quintaner aus dem Lateinischen schon bekannt. Die moderne Sprache erscheint ihm deshalb natürlich leichter, und wenn nun noch das französische Lehrbuch für alle Arten von Schulen eingerichtet und so beschaffen ist, daß es als Quintanerbuch viel weniger Schwierigkeiten darbietet, als das in Sexta gebrauchte lateinische, dann ist es freilich kein Wunder, daß schon der Knabe sich sein abfälliges Urteil über die lebende Sprache bildet. Und noch ein Umstand ist zu berücksichtigen, der, wie ich glaube, die meisten Gebildeten unwillkürlich beeinflusst. Die neuern Sprachen haben eine Masse formaler Dinge über Bord geworfen. Die fünf lateinischen Deklinationen, zu deren Einübung eine geraume Zeit nötig ist, sind auf eine einzige zusammengeschmolzen; die durch Flexion ausgedrückten Kasus sind verschwunden, und auch die Konjugation hat Einbuße erlitten. Kein Wunder, wenn der Mangel an Dingen, deren Erlernung uns so viel Mühe gekostet hat, nun die Ansicht hervorruft,

daß das Französische, und gar erst das Englische, eine sehr leichte Sprache sei. Und doch hätte eine einfache Überlegung bald eines Bessern belehren können. Sie hätte jedermann sagen müssen, daß diese rein formalen Dinge von ganz untergeordneter Bedeutung sind, daß der Reichtum an Flexionen wohl für den Philologen einen Gegenstand interessanter Beobachtung bildet, für die Schule jedoch eine leicht zu entbehrende, ja sogar eine recht hinderliche Sache ist, der fast kein anderer Bildungswert innewohnt, als der einer Übung des Gedächtnisses. „Es liegt sehr wenig daran — sagt Loze (Mikrokosmos III, 289) — wie viele Kasus und Modi sich erhalten haben: zum Ausdruck aller denkbaren Beziehungen würden sie doch nicht ausreichen; sie aber bis zur Deckung der meisten Bedürfnisse zu vermehren, ist an sich kein edleres Prinzip der Sprachbildung, als das andre, zu dem bei steigenden Anforderungen an Feinheit des Ausdrucks zuletzt doch immer gegriffen wurde, ich meine die selbständige Bezeichnung der Verhältnisse durch eigne Worte.“ Und hier gestatte man mir eine kleine Abschweifung von meinem Thema. Ich halte eine straffe Betreibung der Grammatik in jeder Sprache für unbedingt notwendig, aber man sehe nur nicht einzig und allein in ihr das wahre Heil und bilde sich vor allem nicht ein, daß durch eine eingehende Behandlung dieser Seite wirklich Ersprießliches, was sich nicht durch etwas Besseres ersetzen ließe, erreicht werden könne. Man kann getrost behaupten, daß eine allzu ausführliche Behandlung der Grammatik, besonders wenn sie vom Lesen getrennt wird, das Eindringen in den Sprachgeist geradezu hindere und wichtigeren Sachen den Boden entziehe. Das Leben der Sprache zeigt sich noch in vielen andern Dingen, die außerhalb der Grammatik liegen, in dem eigentümlichen Bau und der Verknüpfung der Sätze, in den synonymischen Ausdrücken, in den idiomatischen Wendungen und noch in vielem andern, was nur durch ein eifriges Studium an der Hand zusammenhängenden Lesens beobachtet werden kann. Diese Ansicht wird heutzutage von dem größten Teile der Philologen geteilt. Sie ist auch praktisch schon durchgeführt. Man denke nur an die Zeit, wo man den großen lateinischen „Zumpt“ wälzte — mit den damaligen Genusregeln kann man noch heute auch Nichtphilologen ein Vergnügen bereiten —, und betrachte dann so viele der heutigen lateinischen Grammatiken in ihrer handlichen Form und ihrem immer mehr abnehmenden Umfang.

Doch ich höre bereits einen andern Einwurf: Die neuern Sprachen besitzen kein geeignetes Material zu formaler Bildung. Wie eine solche Behauptung sich heute noch halten und so viele Nachbeter finden kann, wie Männer der Wissenschaft mit hochangesehenen Namen sie aussprechen können, erschien mir lange als ein Rätsel und würde mir auch heute noch als ein solches erscheinen, wenn ich nicht wüßte, daß gerade in Sachen des Unterrichts die persönliche Erfahrung und der frühere nachlässige Betrieb gewisser Unterrichtsfächer Ansichten, oder sagen wir lieber Vorurteile, hat entstehen lassen,

die weder durch die Fortschritte der Wissenschaft, noch durch die Verbesserung der Methode, noch durch den wissenschaftlichen Charakter der jetzigen Lehrbücher ausgetilgt werden können. Seien wir offen. Viele schließen so: Zu unsrer Zeit wurde Französisch und Englisch nur nebenbei betrieben, das Übungsbuch war schlecht und die Methode noch schlechter, folglich ist mit den neuern Sprachen überhaupt nichts los. Nun wohl! Allen denen, die noch in solchen Ansichten befangen sind, rate ich, sich heute etwas mehr auf dem Gebiete der neuern Philologie umzusehen, in eine neuere französische oder englische Grammatik, vielleicht in die von Lücking und Im. Schmidt einmal ordentlich hineinzulicken, und ich bin der Überzeugung, sie werden finden, daß auch die modernen Sprachen überreichen Stoff für formale Bildung darbieten, ja den Lehrer geradezu zwingen; aus der großen Fülle der Erscheinungen nur das Wichtigste für seine Schüler auszuwählen.

Mit dem, was ich eben ausgesprochen habe, stelle ich mich in einigen Punkten in offenen Gegensatz zu den Ansichten, die neuerdings Th. Mommsen in seinem Briefwechsel mit F. Jonas (Weidmanns Lehrerkalender 1889/1890) kundgegeben hat. Wenn er von „wirklicher Beherrschung“ oder vom „völligen Beherrschen“ einer fremden Sprache spricht, so ist mir das einfach unverständlich, und vollends unbegreiflich, wenn er eine solche Fähigkeit von den Schülern verlangt. Mag das Lehrer- und Schülermaterial noch so vorzüglich sein, es ist eben etwas Unmögliches, was man hier verlangt. Der Irrtum kommt offenbar vom Lateinschreiben her, vom Schreiben in einer toten Sprache, und von da hat er sich übertragen auf das Gebiet der neuern Sprachen, auf jenes gefährliche Gebiet, wo ohne weiteres eine Kritik durch Angehörige der betreffenden Sprache erfolgen kann. Wie diese Kritik bis jetzt ausgefallen ist, habe ich oben gezeigt. Sie ist außerordentlich lehrreich und veranlaßt vielleicht auch klassische Philologen, einen Schluß nach Analogie zu ziehen.

Noch auf einige andre Punkte möchte ich hier eingehen. Ich greife zuerst das „Denken in einer fremden Sprache“ heraus. Viele, glaube ich, stellen sich auch dieses Denken viel zu einfach vor. Wenn wir als Primaner einen lateinischen Aufsatz zu machen hatten, so erhielten wir die sehr verständige Anweisung, ihn ja nicht erst deutsch zu entwerfen, sondern gleich lateinisch darauf los zu schreiben. Diese Vorschrift drückte ungefähr dasselbe aus, wie „lateinisch denken.“ Im Grunde genommen hieß es nichts weiter als: Laßt euch ja nicht auf einen Vergleich mit dem Deutschen oder auf ein Ausgehen vom Deutschen ein, dieses Deutsch könnte euch veranlassen, eine unlateinische Redensart zu gebrauchen, indem ihr wörtlich übersetzt; schöpft einzig und allein aus euerm Vorrat an lateinischen Wörtern und Redensarten und sucht anzubringen, was euch in Bezug auf Satzbildung und Satzverknüpfung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Eine solche Vorschrift war durchaus zweckmäßig. Ganz freilich konnte man sie nicht immer befolgen. Zuweilen war man auf einen schönen

deutschen Gedanken verfeffen, für den eine ciceronianische Redensart zu matt klang oder nicht paßte, und dann griff man doch zum deutschen Wörterbuche. Zu statten kam es einem dabei, wenn man recht viel gelesen und sich auf diese Weise einen gewissen Schatz von Redensarten und ein gewisses Sprachgefühl angeeignet hatte. Denn von einem eigentlichen Denken, von einer Verstandesthätigkeit kann ja bei diesem „Denken in einer fremden Sprache“ nicht die Rede sein. Seien wir doch offen: Bei der Erlernung der Muttersprache sowohl, wie bei der einer fremden Sprache, spielt nicht der Verstand, sondern das Gedächtnis die Hauptrolle, und diese so offenbare Thatsache würde längst allgemein anerkannt sein, wenn wir uns nicht gewöhnt hätten, immer so geringschätzig vom Gedächtnis zu reden. Es war einer der größten Fehler der alten Schule, eine fremde Sprache rein verstandesmäßig erlernen zu wollen und die Grammatik in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen. Jetzt ist die Sache anders geworden. Die Grammatik wird nicht vernachlässigt, aber das Lesen ist die Hauptsache. Und so ist das einzige Mittel, das man angeben kann, um in den Geist der Sprache einzudringen, das uralte: Viel lesen, viel sprechen, so wenig wie möglich an die Muttersprache denken, so wenig wie möglich vergleichen, denn dieses Vergleichen schadet dem Stil, dem fremden wie dem deutschen. Doch da komme ich abermals in Widerspruch zu Mommsen: „Meines Erachtens — sagt er — ist schriftliches Übersetzen aus einer fremden Sprache bei weitem die zweckmäßigste Form der Bildung des deutschen Stils. Natürlich muß der Lehrer darauf halten, daß dann Demosthenes so deutsch redet, wie Reiske ihn reden läßt.“

Übersetzungen sind unbedingt nötig, und ebenso unerläßlich ist es, daß der Lehrer auf gutes Deutsch hält. Aber diese Übungen für die bei weitem zweckmäßigste Form der Bildung des deutschen Stils zu halten, kann ich mich um so weniger entschließen, als ich bis jetzt — gerade das Gegenteil geglaubt habe. Eine gute deutsche Übersetzung setzt eine vollständige Beherrschung der deutschen Sprache voraus. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß nie mehr undeutsche Redensarten und Konstruktionen gebraucht werden, als gerade bei der Übersetzung aus einer fremden Sprache. Ausdrücke, die ein Schüler nie und nimmer in einem deutschen Aufsatze gebrauchen würde, haben für ihn gar nichts Befängliches bei der Übersetzung; ja solche Ausdrücke würden nie zur Welt kommen, wenn ihnen nicht hierzu die fremde Vorlage verhälfe. Wie ist dies zu erklären? Ich glaube, auf sehr einfache Weise. Wir können unsern Schülern bis zur Sekunda gar nicht eine solche Beherrschung des Sprachgebrauches zumuten; selbst bei den Primanern, jungen Leuten von achtzehn bis neunzehn Jahren, wird sie schwerlich immer vorhanden sein. Wenn aber diese Beherrschung der fremden Sprache noch nicht vorhanden ist, kann der Lehrer wirklich beim Übersetzen viel dazu verhelfen? Kann er etwas andres thun, als auf einige Gesetze des Satzrhythmus aufmerksam machen oder dem Schüler sagen: der

und der Ausdruck ist nicht deutsch? Doch was rede ich von Schülern! Wie viele gute und gewissenhafte Übersetzer von Werken der alten und der neuen Zeit könnte man namhaft machen, denen doch dann und wann ein undeutscher Ausdruck und eine undeutsche Wendung mit unterläuft\*). So sehr ich deshalb auch eine Übersetzung als eine Kraftprobe und meinerwegen auch als einen Maßstab der geistigen Reife anerkenne, und so sehr ich es für eine ernste Pflicht des Lehrers halte, keinen undeutschen Ausdruck durchzulassen, ebenso sehr möchte ich davor warnen, gerade in der Übersetzung das zweckmäßigste Mittel zur Bildung des deutschen Stils zu sehen. Wer könnte überhaupt ein Besseres empfehlen, als eine eingehende Beschäftigung mit unsern besten deutschen Schriftstellern?

Und nun komme ich zu einem letzten Punkte. „Meines Erachtens — sagt Mommsen — ruht alle geistige Erziehung und deren Produkt, die Bildung, auf der Sprachkenntnis, und zwar auf einer solchen, die sich nicht auf die Muttersprache beschränkt. Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Goethe, weiß nichts von der eignen, und er hat Recht, wie gewöhnlich. Daß der Mensch spricht, macht ihn zum Menschen, daß er zwei Sprachen spricht, zum gebildeten Menschen. Auf die schönen Kinderzeiten, in denen die Ilias und die Nibelungen entstanden, und auf exzeptionelle Naturen, wie Shakespeare, paßt dies allerdings nicht, aber nur, weil hier für Bildung im heutigen Sinne überhaupt kein Platz ist. Aber der gebildete Römer sprach auch griechisch, der gebildete Mann im Mittelalter sprach Latein, und wer heutzutage sich nur auf Deutsch ausdrücken kann — nun, der Rest ist Schweigen.“

Eine sehr gewagte Behauptung. Die Griechen sprachen in ihrer Blütezeit nur griechisch, also — der Rest ist Schweigen.

Wer heutzutage sich nur auf Deutsch ausdrücken kann, soll deshalb ein Ungebildeter sein? Nun, dann können wir mehr als die Hälfte aus der Liste der Gebildeten streichen, und das Prädikat der Bildung nur den Philologen, Kaufleuten und ein paar andern erteilen. Glaubt Mommsen wirklich, daß die große Masse unsrer Richter, Ärzte, Baumeister, Militärs u. a. sich noch in einer andern Sprache als der deutschen ausdrücken kann? Oder verstehe ich die Worte falsch? Er will damit doch wohl nicht sagen: dann und wann einen griechischen, lateinischen, französischen Satz oder Vers dazwischen werfen, sondern: eine ganze Gedankenreihe in der fremden Sprache wiedergeben? Gottlob, möchte ich ausrufen, daß die Leute das nicht können, denn sonst würde es schlecht bestellt sein mit unsrer Rechtspflege und Heilkunde, mit unsern Häusern und unsrer nationaler Sicherheit.

„Ich glaube — fährt Mommsen fort — in diesem Sinn an die allein seligmachende fremde Sprache; und es hat dies — für mich — seinen guten Grund

\*) Und erst unser heutiges Zeitungsdeutsch! Es wimmelt ja von kopflos und denkfaul aus den ausländischen Zeitungen herübergenommenen gänzlich undeutschen Wendungen! D. Red.

in unsrer innersten Natur. Einen Gedanken in zwei Sprachen ausdrücken (nicht etwa „übersetzen,“ sondern zwiefach nach den Gesetzen jeder Sprachen denken) heißt ihn völlig beherrschen. Der geniale Mensch kommt freilich dabei mit einer einzigen aus; aber wer nicht genial ist — und für die sind doch die Schulen einzurichten — spricht regelmäßig in geborgten Denkformen und kann dem originalen Denken durch das große Wunder der Sprache allein einigermaßen angenähert werden.“

Ich will hier keinen Wert legen auf die Worte „geborgte Denkformen, originales Denken,“ oder auf „die Gesetze, nach denen man in einer fremden Sprache denkt.“ Ob die Wissenschaft der Logik oder die Philologie sie als sehr glückliche anerkennen wird, bleibe dahingestellt. Ich stelle mir die Sache so vor. Eine Sprache besteht aus Wörtern. Diese Wörter haben einen Sinn, wir verbinden mit ihnen einen Begriff. Wir haben die Wörter jedoch nicht selbst geschaffen, sondern wir haben sie als etwas Festes überkommen, und zwar mit einem bestimmten Inhalte, den wir nicht ohne weiteres verändern können. So hat der Begriff „Tugend“ seinen bestimmten Inhalt, und wir sind nicht berechtigt, für das Wort Tugend (das Kleid des Begriffes) urplötzlich „Laster“ zu setzen. Die geistige That, die sich in der Bildung der Sprache vollzog, ist also nicht die unsre, und wenn wir reden, so thun wir dies in Wörtern, die wir nicht geschaffen haben, oder wie Mommsen sagt — ich wüßte sonst nicht, wie ich seine Worte anders deuten sollte —, in geborgten Denkformen. Doch halt! Ist denn die Sache richtig? Die Sprache liegt allerdings fertig vor, aber sie ist nicht gleich mein Besitztum. Dies kostbare Gut wird mir nicht bei der Geburt geschenkt, ich muß es mir erringen, langsam und unaufhörlich, ich muß mich hineinleben, und glücklich der, der sich rühmen kann, daß er seine Muttersprache beherrsche. Und nun die andre Frage: Wenn ich eine fremde Sprache betreibe, spreche ich, denke ich da nicht auch in „geborgten Denkformen“? Gilt nicht dasselbe, was ich für die Muttersprache anführte, nicht auch für jene? Doch ich befinde mich wohl auf einer falschen Fährte. Dem „Denken in geborgten Denkformen“ wird ja das „originale Denken“ gegenübergestellt und gesagt: Einen Gedanken in zwei Sprachen ausdrücken, heißt ihn völlig beherrschen. Die Worte sind mir freilich wieder nicht ganz klar. Sollen sie bedeuten: Wenn ich einen Gedanken in einer fremden Sprache ausdrücke, so werde ich mir erst recht klar, was die Worte, die Träger des Gedankens, in der Muttersprache ausdrücken? Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt ja Goethe, kennt auch seine eigne nicht! Durch die Vergleichung der beiden Sprachen würde ich dann finden, daß man ein und denselben Gedanken ganz verschieden ausdrückt, und da ich nun das Subjekt bin, das den Gedanken zum Ausdruck verhilft, so würde ich mich dann auf der Stufe des „originalen Denkens“ befinden. Schade nur, daß in jener fremden Sprache auch wieder so viele Denkformen bestehen, und daß ich immer wieder meine Gedanken in die Wort- und Phrasenformen der maß-

gebenden Schriftsteller gießen muß. Oder soll es überhaupt bloß heißen: Die Übertragung eines Gedankens hält zum Denken an, stärkt die Denkkraft? So etwas muß wohl gemeint sein, denn es soll ja eine gute Übung für nichtgeniale Menschen sein.

Ich erkenne selbstverständlich den Wert der Übertragungen und besonders den Wert an, der in der Betreibung einer fremden Sprache liegt. Vielleicht wird sich später einmal Gelegenheit finden, diesen Wert so manchen verschwommenen Ansichten gegenüber etwas genauer festzustellen. Aber in einem Punkte gehöre ich zu den Kezern. Ich meine nämlich: Kann ein Schüler bei normalen Geistesverhältnissen sich nicht im Deutschen klar ausdrücken oder handhabt er die Muttersprache ungeschickt, so liegt dies hauptsächlich daran, daß er seine eigne Sprache noch nicht ordentlich beherrscht, und dann ist es die höchste Zeit, daß er durch Lesen und durch Anleitung bei deutschen Aufsätzen diesen bedauerlichen Mangel auszugleichen sucht. Thut er dies gewissenhaft, dann wird er sich dem „originalen Denken“ hierdurch sicherlich eher nähern, als durch Übertragungen in fremde Sprachen.

Dies sind die Punkte, die mir einer nähern Besprechung wert erschienen, und die, wie ich glaube, rein sachlich von mir erörtert worden sind. Es sind nicht die einzigen, die einer Klärung bedürfen. In dem großen Streite: Hie Gymnasium, hie Realgymnasium, hie Einheitschule! findet man oft Urteile über wichtige Dinge in einer Weise vorgetragen, als ob gar keine andre Ansicht daneben denkbar wäre. Es wäre in hohem Grade zu bedauern, wenn ein solches Verfahren immer mehr um sich griffe, und ich würde es doch für sehr angebracht halten, wenn zunächst einmal über gewisse allgemeine Gesichtspunkte eine gründliche und dabei ruhige, leidenschaftslose Erörterung stattfände.



## Grillparzer und die flugen Frauen

Von Adolf Lichtenheld



Grillparzer berichtet wiederholt, z. B. in seiner Selbstbiographie bei der Erzählung, wie die Ahnfrau entstand, daß er die Gestalten seiner Phantasie leibhaftig gesehen und gehört habe, hier insbesondere mit der Wirkung, daß ihn „die Gespensterfurcht seiner Jugend“ wieder überkam. Ebenso bestätigt er wiederholt (z. B. Band 15, S. 195 der neuesten Ausgabe von Sauer), daß er nur nach starken Anschauungen gearbeitet habe, wofür als ein Beleg das Titelbild des Mars